Heimatland

BEILAGE ZUR NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 17 — Neuß/Grevenbroich 1. November 1951 — 78. Jahrgang



Alte ... — Photo: Brögger

es gelang ihm, den Aufgebrachten zu beschwichtigen. Das Spiel ging weiter, schon war die Mitternachtsstunde herangekommen. Da Gottfried bald wieder verlor, versuchte er ein zweites Mal einen Spielbetrug. Doch waren die Mitspielenden jetzt alle auf der Hut. Sie entdeckten die Fälschung und fuhren ihn hart an. Gottfried leugnete wieder, verschwur sich sogar und rief: „Der Teufel soll mich hier an meinen Haaren vom Sitze hochziehen, wenn ich im Spiel betrogen habe." Da — die Anwesenden starrten entsetzt auf das unheimliche Schauspiel: Gottfried hob sich von seinem Sitz, und man sah es seinen angstvoll aufgerissenen Augen und den schreckhaft gespreizten Händen an, daß es nicht freiwillig geschah. Mehrere der in der Wirtsstube Anwesenden versicherten später immer wieder, der Lügner sei vor ihren Augen bis an die Deckenbalken der Gaststube emporgehoben worden. Dabei habe sein Haar so zu Berge gestanden, als ob die ganze Last des schwebenden Körpers an dem Schopf gehangen habe. Und voll Grauen wurden die Zuschauer sich dessen bewußt, daß Gottfrieds Worte ja ein Meineid waren. „Mariajosef" riefen sie angsterfüllt und noch einmal „Mariajosef". Da sahen sie ihn wie lebles zu Boden fallen. Und es wird ferner erzählt, der vordem der Spielleidenschaft hörige Gottfried sei hinfort ein ernster und beherrschter Mann gewesen.

Was Gottfrieds Frau zu der Begebenheit sagte, konnte ich nicht erfahren. Doch wenn sich auch die Kunde davon irgendwo erhalten hätte — nach ihr wollen wir lieber nicht fragen.

M. Cremer.

Aus der Geschichte der Jagd:

Reiherbeize im Chorbusch

Die Beizjagd, die Kunst, mit abgerichteten Raubvögeln dem Flugwild nachzustellen, fand ihren Weg vom Orient zum Abendland. Um 455 n. Chr., um die Zeit des Kaisers Avitus, finden wir diese Jagdart schon. Karl der Große verbot die Beize allen Unfreien, machte sie zur „hohen Jagd" Barbarossa war ein eifriger Beizer. Sein Enkel, Friedrich II., ist mit der Beizjagd unlöslich verbunden. Der unglückliche Ausgang der Belagerung von Parma soll nur seiner großen Jagdleidenschaft zuzuschreiben sein, denn als die Parmaneser einen Ueberfall auf das Lager unternahmen, war er mit seinem Sohne Manfred zur Falkenbeize abseits in den Gefilden. Er verfaßte das hervorragende Werk „De arte venandi cum avibus" (Ueber die Kunst, mit Vögeln zu jagen). In zwei Bänden schrieb er von den Jagdregeln, von den Falken, vom Lokemachen der Falken, d. h. Zähmung und Gewöhnung an den Menschen, von allem Jagdgetier. In vielen Miniaturen sind



Hunderte von Vögeln sehr naturgetreu nachgebildet, erklärende Zeichnungen zur Zähmung und Behandlung der Falken. Es ist ein zoologisches Buch, ein Lehrbuch für den Falkonier.

Im Mittelalter bis in die neue Zeit hinein wurden an den deutschen Fürstenhöfen in dieser Jagdkunst große Triumphe, in Frankreich wahre Orgien gefeiert. Den französischen Geistlichen ward das Beizen verboten, da sie ihren Beruf und die Kirche vernachlässigten. Der Beizvogel selbst erfreute sich höchster Wertschätzung, das sagt uns ein altes burgundisches Jagdgesetz, nach dem einem Falkendieb von dem gestohlenen Vogel 6 Unzen Fleisch aus der Brust gehackt werden durften.

Es muß ein fesselndes Schauspiel gewesen sein, wenn der Falke, freigelassen, auf einen Reiher niederstieß. In dem 1755 erschienenen Lexikon Johann Hübners liest man eine ausführliche Beschreibung des Jagdverfahrens. Bremer berichtet: Es gab kein größeres Vergnügen, als die Jagd mit Falken auf kleines Wild, namentlich Vögel. Sie war ein besonderes Vorrecht der Adeligen und der Geistlichen. Auch die Damenwelt beteiligte sich daran. Man ritt zu Pferde hinaus, den Falken auf der Hand (Lederhandschuh), ließ ihn in die Höhe steigen und freute sich daran, wie er auf eine Beute niederstieß. Verschiedene Falkenarten wurden dazu benutzt. Es war sehr schwierig, die Tiere abzurichten. 1594 mußten auf Schloß Dyck sieben bis acht graue Duffenter (Täuber) und 3—4 andere Vögel für die Falkendressur abgegeben werden. 1638 war ein kurfürstlicher Falkonier in Liedberg, um eine Falkenjagd vorzubereiten.

Um 1660 erbaute Pfalzgraf Philipp Wilhelm, der Herzog von Jülich, bei Grimlinghausen ein Jagdschloß, zu dem eine Falknerei gehörte. Das Beizfeld war zwischen Grimlinghausen, Zons und dem Mühlenbusch. Jan von Hamm, dessen Name noch im Kirchenbuch zu Grimlinghausen zu finden ist, war der Falkenmeister. Das Schloß soll noch bis zur Jahrhundertwende gestanden haben, zuletzt war eine Gastwirtschaft darin. Durch weiteren Abbruch und Umbau verändert, blieb vom alten Gebäude nicht mehr viel, und der letzte Krieg riß auch das letzte des Restchens nieder (Düsseldorfer Hof und Jugendheim). Ein Bild des Grimlinghausener Jagdschlosses war in der Münchener Staatsbibliothek und zeigte einen dreiteiligen Bau, der von einer Zeltstadt umgeben war. Wahrscheinlich hatte der Zeichner ein Jagdfest im Bilde festgehalten. — Im Benrather Schloß ist eine interessante Schau der Reiher und der Beize zu sehen: Falkenarten, Fausthandschuhe, Reiherkappen, Schellen, die man ihnen an die Füße band u. a. Im Tierpark der Stadt Duisburg werden verschiedene Jagdfalken gezähmt, um sie, und sei es auch nur zum Studium, zur Beize abzurichten. Das ist eine Geduldsarbeit, die scharfe Beobachtungsgabe erfordert, die ausgeprägten Fähigkeiten, unter der äußeren Hülle auch die wirkenden Ursachen und Kräfte zu entdecken, aus dem sichtbaren Verhalten der Vögel ihre geheimsten Triebe abzulesen. Das hatte Friedrich II. (1194—1250) schon erkannt, daß nur Männer mit hohen geistigen Qualitäten wahre Falkner sein konnten. Es kann uns deshalb auch nicht wundern, wenn unter den Männern, die unter ihm hohe Stellen bekleideten, gerade solche zu finden sind, die unter ihm durch die strenge Schule der Falknerei gegangen sind. Denn wenn sie jenes Höchstmaß an Scharfsinn und Gedächtnis, an Mut und Ausdauer, an Ausgeglichenheit und Umsicht, an Zucht und Maß, besaßen, das dem Kaiser unerläßlich schien und das er unnachsichtlich forderte, dann hatten sie in seinen Augen auch bewiesen, daß sie zur Wahrnehmung verantwortungsvoller Aemter befähigt waren. H.E.

Alte Kreuze in Hoisten

Es gibt Kreuze, die einen herrlichen Humor verraten, fast am Ort des Todes einen peinlich gewagten Humor. Besonders ist da gedacht an Grabsteine in Tirol und an einige in Norddeutschland. Der sonst so heitere und frohe Rheinländer, dem oft der Schalk nicht von der Seite weicht, der wagt es nicht, auf Grabmälern Dinge zu sagen, die nicht der erhabenen Größe des Todes standhalten können. So sind auch die Bemerkungen auf den alten Kreuzen in Hoisten, die über die üblichen Angaben von Namen und Daten hinausgehen, Sprüche, die ernstgenommen werden wollen. Sie sind ganz aus der Atmosphäre von Kreuz — Friedhof — Tod gewachsen.

Das Kreuz am Aufgang der Kirche (Treppe), in die Wand gemauert, hat neben einer Kreuzdarstellung folgende Inschrift:

Der Todt geschwind
kombt wie der Wind.
Dies hatt erfahren
in besten Jahren
der ehr und tugendsame
Jüngling Christian Koenen
von Rublinghoven
so anno 1739.

Eine alte Jungfrau aus Weckhoven predigt uns noch aus dem Grab von der Vergänglichkeit des Fleisches (3. Kreuz in derselben Wand am Pfarrhaus):

Neulich bin ich gewesen,
Aber nun verwesen.
Wer dieses liest, versteht es wohl;
Daß er auch bald mir folgen soll.
Also ruffet aus diesem Grab
Die ehr und tugendsame Jungfrau
Anna Katharina Stabben
Von Weckhoven, welche
Den 17ten Mertz 1722
Im 70. Jahre ihres Alters
Selig verschieden. R. I. P.

Auf dem Kreuz daneben mahnt uns der 95jährige Forst von Helpenstein:

Mensch, gebrauch die gülden Zeit,
An welcher hangt Dein Seeligkeit.
Diese Lehr hatt Dir hinterlassen
der ehr und achtbare Wittmann
Heinrich Forst von Helpenstein,
gewesener Scheffen, welcher im
95. Jahr seines Alters den 19ten May
1739 aus der Zeit zur Ewigkeit
berufen worden. R. I. P.

F. J. Habitz

Nachbarschaft ist wie das liebe Brot

Das ist ein gutes Wort. Gut, wie das liebe Brot, ein reifer Apfel, ein ehrliches Gesicht gut sind. Ich sehe einen sonnigen Hof zwischen zwei alten Häusern. Der große Birnbaum legt seinen Schatten darüber, aber es reicht nicht ganz, der Nachbar hat die Sonnenseite. Die grünen Läden sind halb zu. Das Mittagslicht steht prall vor der gekalkten Wand. Die Hühner buddeln in ihren Sandnestern, spreizen ein Bein weit von sich und blinzeln mit schläfrigen Augen nach den Fliegen, die um das Küchenfenster schwärmen. Man hört das Klappern von Tellern und Löffeln. Drüben wird der Tisch gedeckt. Gleich schlägt's Mittag, die Mannsleute kommen heim. Du hörst, wie sie das Tischgebet sprechen, wie es eine gute Weile still ist — — einen Schnaufer und ein Wort in die Küche abgerechnet —, dann sprechen sie Gratias. Ein Laden wird aufgestoßen, und des Nachbarn sattes Mittagsgesicht mit der kurzen Pfeife erscheint. Es ist erst halb eins, um halb zwei ruft die Arbeit, da reicht es zu einer wohlgestopften Pfeife und zu einem kleinen, behaglichen Schwatz.

Dies alles, der Hof und das Tischgespräch, der Birnbaum und die Hühner, die den Kalk von der Wand abpicken dürfen, gehört zur Nachbarschaft. Nachbarschaft verlangt Nähe — das sagt schon der Name — und Weite: ein Hof, ein Garten, eine Straßenbreite muß dazwischenliegen. Näher dürfte es nicht sein. Wo der Fußboden des einen die Decke des andern sein muß, da wird gute Nachbarschaft zu leicht weggeschwätzt und weggehört. Nicht die trampelnden Kinderfüße, sondern spitze Zungen und allzu scharfe Ohren verderben solche zu nahe Nachbarschaft in eine oft recht üble. Gute Nachbarschaft will Hofesbreite zwischen sich haben und doch die Zeit beim Nachbarn schlagen hören.

Der Hof und der Birnbaum und auch die behagliche Pfeife gehören dazu, aber sie sind doch nur Beiwerk. Jede Nachbarschaft hat solches Beiwerk. Da ist's die gemeinsame Freude am schönen Garten, da sind's die Kinder. Da sind's zwei, die sich gern haben, und die Eltern sehen es auch gern. Aber das alles rankt doch nur wie der Wildwein von des Nachbars Laube über unsern Zaun hinweg, so drum herum. Der Kern der Nachbarschaft ist etwas ganz Tiefes, Feines und Starkes: das Fühlen und Wissen um die Zusammengehörigkeit der Menschen. Nachbarschaft ist williges Nebeneinander und Beieinander, wie es von Menschen verlangt wird, die nicht versippt und verschwägert sind; wo das gemeinsame Blut nicht mitspricht, und die doch auf engem Raum auskommen müssen. „Familie" heißt der Baustein des Staates. Zwei und drei und vier solcher Steine neben- und übereinander sind der Anfang einer Mauer — ein Stück Staat, ein Stück Volk. Nachbarschaft hat, wie der Staat, eine Verfassung, nur sind die Gesetze ungeschrieben, die das Miteinander regeln, und allzu genau sind sie auch nicht. Sie sprechen nicht in die Töpfe des Nachbarhauses hinein; wenn mal ein Huhn auf den Tisch kommt, wird das Fenster geschlossen, der Nachbar braucht nicht zu wissen, wie oft es geschieht. Zur Hilfe aber, wo sie not ist, verpflichtet das Gesetz der Nachbarschaft so streng wie die Zehn Gebote — und auch zur Mitfreude.

Nachbarschaft ist nicht Freundschaft. Sie ist mehr an die Häuser gebunden denn an die Bewohner. Wer ins leergewordene Nachbarhaus zieht, ist morgen dein Nachbar. Ja, heute schon, denn du hilfst ihm, wenn er darum bittet. Aber dein Bett bietest du ihm nicht an, obwohl du siehst, daß sie noch nicht fertig geworden sind mit Einräumen und einer auf der Matratze auf der Diele schlafen muß. Nachbarschaft ist nicht Freundschaft und braucht es nie zu werden. Ja, erfahrene Leute, die schon ein Stück Leben hinter sich haben, hüten sich vor allzu enger Bindung. Hofesbreite muß dazwischenliegen, sonst hält sie nicht. Wird das Gesetz von den Neuen nicht respektiert, so macht auch das Wohnen im Nachbarhaus aus wildfremden Leuten noch keine Nachbarschaft.

Nachbarschaft ist eigentlich eine Hilfsgemeinschaft

„Nothilfe" ist nicht ganz richtig, weil's nur halb ist. Die andere Hälfte — natürlich ist sie



Verlassener Pflug im Feld — Photo: Brögger

„Aber der Abend nebelt und schwelt"

Von Mücken flirrt's vor der Sonne wie Rauch;
Die stäubt gelb über die Plätze.
Weit hängen Spinnen in Zweige und Strauch
Ihre zarten silbrigen Netze.

Du wandelst unter Bäumen und sinnst.
Sanft gilben Linde und Weide.
Es weht an die Wimper wie Traumgespinst, —
Als ob dir's die Helligkeit neide.

Des Himmels Bläue, wovon so durchscheit?
O Frühlings Erinnerungsblüte!
Aber der Abend nebelt und schwelt:
Rasch fällt die Nacht, die verfrühte.

Im kühlen Spinde duftet's nach Obst,
Und Fliegen summen am Herde.
Dich faßt ein Schauer, während du lobst
Das Gold und den Purpur der Erde.

Hans Peter Keller

Vor wenigen Wochen veröffentlichte die NGZ eine ausführliche Würdigung dieses Heimatdichters der jungen Generation („Die Flöte klingt im Schattentanz . . ."), der in Rosellerheide geboren wurde und nun in Büttgen lebt. Hans Peter Keller macht es sich in seinen Dichtungen keineswegs leicht: hinter der musikalisch-stimmungsvollen Lyrik seiner Verse schwingt der Ernst, mit der das Auf und Ab unseres Lebens gewogen wird.



Wunderschön ist die westfälische Landschaft. Diese Kirche, die wir heute zeigen, ist typisch, in Einzelheiten jedoch berichtet wurde, daß sie sich von den bekannten Dipperzer Kirchen, die als Kriterium für einen Mariendom angesehen werden, gleichfalls deutlich unterscheidet. Sie steht in der Form

Po

DÜSSELDORF. Wie wird das Wetter? Diese Frage wird wieder besonders häufig gestellt werden, wenn die Ferienzeit beginnt. Bei der Deutschen Bundespost in Frankfurt/Main, die für die meisten privaten Wetterberichte verantwortlich ist, sind bereits kleine Kärtchen mit der Aufschrift „Bundespost" und „Wetterbericht" gedruckt worden. Die Kleinen sind 2 Mark, jede Postwertzeichen. Stück zu 5 Pfennig kleine Tasche ist für die

„Ich se

Eine

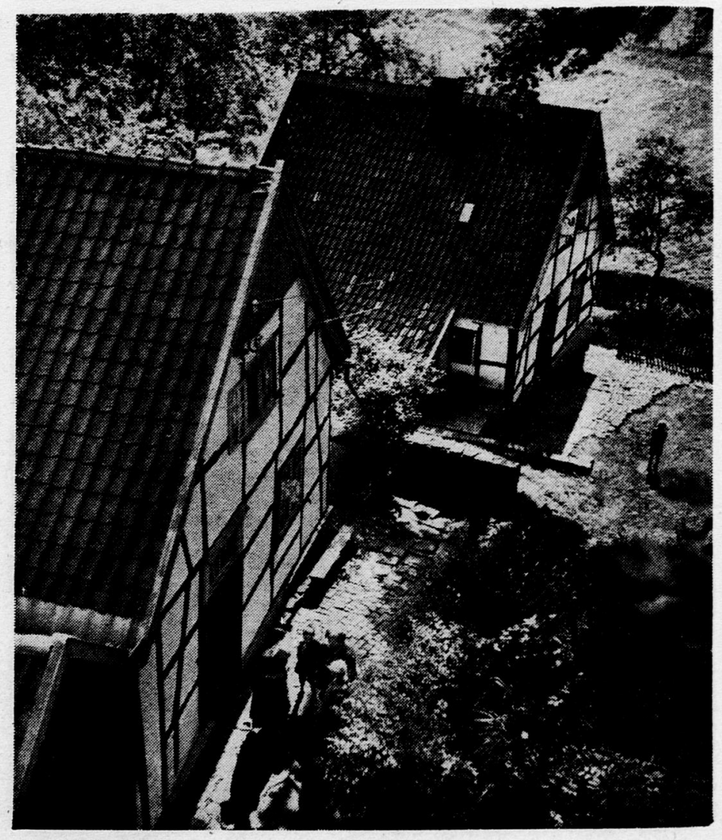
Über de
Wort des
mehr als
Übersch
den ange
Geistes in
die am Th
des heutige
seinen Gla
gen, an jen
fen, an den
des beglück
verehrung
gewährt he
zum Wider
Leichtgläub
klegt, daß
vieler uns
vielleicht
er sich de
rer Barock
dunkbar, v
sicht der li
fenstern un
Nur au
ehrsamen
seum zusa
Wir müsse
können w
Kirche, mit
Gotteshäu
schichte gi
ligen Gott

kleiner — dürfte „Freudenhilfe" heißen. Alle Hilfe wird meist ungebeten gewährt. Bei den großen Anlässen — nicht, wie es näher zu liegen scheint, bei den kleinen. Wenn es drüben brennt, da drängt schon der eigene Buckel! Wenn Krankheit einkehrt, Nachtwachen notwendig sind und der Arzt geholt werden muß. Wenn ein junges Leben anklopft und der späte Gang zur „Frau" zu tun ist. In den Tagen, da die Nachbarin zu Bett liegt, heißt es alle Stunde: Muß doch mal eben hinüber und nach dem Rechten sehen! Das geht von den ungekämmten Kinderzöpfen bis zum Winkelhaken in des Nachbarn Straßenrock, vom täglichen Topfgericht bis zu den eigenen eingemachten Birnen, nach denen die Wöchnerin verlangt — das heißt, sie sagt es nicht, aber man weiß das ja! Am meisten Arbeit hat die Nachbarschaft, wenn einer stirbt. Vor dem Hinscheiden die Mitsorge und das Trösten, das so schwer wird, weil man doch sieht, wie es steht Und nachher, da liegt der Nachbarschaft all das ob, was in der Stadt die „Pietät", die Beerdigungsanstalt, macht. Sarg und Totengräber und Pfarrer wollen bestellt sein, was ja noch das wenigste ist. Viel mehr Zeit und Herzenskunst verlangt das Hin und Her im Trauerhause. Des Ganzdazwischenstehen und doch das taktvolle Zurücktreten, wenn die Familie ihr Recht vor der Nachbarschaft haben muß. In vielen Gegenden ist leichter sterben, weil gute Nachbarn die traurigsten Geschäfte nach den ungeschriebenen Gesetzen der Nachbarschaft auf sich nehmen. Das Sterben selbst und das bittere Harmen können sie freilich nicht übernehmen.

Vom Mitfreuen ist nicht so viel zu sagen. Das Große Los fliegt auch dem Nachbarn nicht so leicht ins Haus. Und die Freude über einen nachbarlichen Zuwachs ist ehrlich, öfters auch jährlich, dann aber schon gedämpfter — der Hof zwischen beiden Häusern reicht sonst nicht aus, und der Birnbaum schafft es knapp für den eigenen Bedarf, worin der nachbarliche Zehnte schon eingerechnet ist.

Eines muß noch erwähnt werden. Mit Salz und Essig und Oel hilft man sich ja gern aus; wenn aber das Geld „gerade ausgegangen" ist, wie hält es dann gute Nachbarschaft? Da sagt das ungeschriebene Gesetz: Bis zu einem Taler aufwärts sollst du aushelfen, wenn du kannst Wird mehr verlangt, dann drückt es dich und den Nachbarn. Nichts zermürbt leichter Nachbarschaft — wenn sie nicht beste Freundschaft ist — als das Schuldner- und Gläubigergefühl. Wenn du Geld brauchst, geh lieber zu einem Fremden oder zu einem Bekannten, den du nicht jeden Tag siehst — nicht zum Nachbarn.

War es nicht so mit der guten Nachbarschaft, ihr Leute aus Weitersbach und Hinterhausen und Langistsher? Jetzt sitzt ihr in der



Gute Nachbarschaft — Foto: Hehmke

gen Hof zwischen den beiden alten Häusern zu denken. Und eure Kinder kennen ihn gar nicht! Vielleicht weiß ihr selbst nur vom Hörensagen von der guten Nachbarschaft in den Dörfern. Wenn ihr aber rechte Nachbarschaft erfahren habt — und sei es nur aus den Erzählungen des Vaters und Großvaters —, dann nehmt auch ein bißchen von ihrem Sinn in den vierten Stock oder in das Koloniehaus mit, wo ihr auch wohnen mögt. Nachbarschaft in der Stadt ist nicht so leicht wie unterm grünen Birnbaum! Es fehlt das Beiwerk, was sie anbahnen hilft und unterhält. Aber notwendig ist sie schon, notwendiger als in Weitersbach und Hinterhausen. Denn keine Stadt heißt Seligenstadt und Glückstadt. Christi Wort: „Du sollst deinen Nächsten lieben" ist auch in das Dunkel der engen Treppen und Flure der hohen Miethäuser gesprochen. Alle sind wir Mietleute des lieben Gottes und sollen einst in den Wohnungen des himmlischen Vaters nachbarlich miteinander wohnen. Rechte Nachbarschaft macht manches graue Treppenhaus auf einen Augenblick hell und macht aus einem unfrohen Zimmer im Hinterhaus auf ein Stündchen einen sonnigen Hof, wo der alte Birnbaum seinen Schatten drüberspreitet und alles Gute und Erdhafte und Gewachsene — und auch der mahnende Finger des Kirchturms hereinragt.

+

(Entnommen dem Heimatkalender für den Kreis Grevenbroich 1952. Preis 1,50 DM.)

Gebet an den Abend

Jetzt falten wir die Hände zum Gebet.
Denn jedes Tages Abend ist Gebet
Und jedes Festes Schluß.
Nun ruh'n wir aus
Und stellen leise unsre Fenster auf,
Auf daß hereinkling' Areglockenläuten
Und still der Friede zu uns ziehe ein.
Mein Gott!
Wenn Du nicht zu uns kommst am Abend,
Wann, frag ich,
Kehrst Du, Ruhiger, bei uns ein.
Damit wir stille werden, still und gut!
Schon ist der Abend da.
So weil' doch, Herr, bei uns
Mit uns'rer holden Frau
Und segne uns,
Von unserm Mund nimm jede strenge Falte,
Aus unserm Auge jeden harten Blick,
Damit wir ganz Gebet und Liebe sind.
Und reich uns, reich uns Deines Mantels Saum,
Maria, schönste, seligste der Frau'n!
Dann wird uns nah die Himmelsferne,
Denn Deines Mantels Saum fällt in die Sterne.

Tigges

Der junge Bauer will heiraten

Der junge Schröter will heiraten, will für Haus und Hof eine Bäuerin. Lang genug hat er warten müssen, bis ihm der Vater übergeben hat, der nimmermüde, rüstige, der immer sagte: zur Ruhe setzen und sterben gilt mir gleich. Aber jetzt ist es soweit. Vor Weihnachten ist ihm die Frau heimgegangen, und allein kann und will er es auch nimmer schaffen auf dem großen Hof. Also der junge Schröter kann heiraten, sobald man der toten Mutter das Jahramt gesungen. Das will er jetzt dem Pfarrer sagen. Den kennt er gut, der junge Schröter. Und der Pfarrherr kennt ihn. Getauft hat er ihn, in der Schule hat er ihn gehabt, als Magistrant hat er ihm das Confiteor und das Suscipiat beigebracht. Leicht war's nicht damals für den losen Buben, der seine Gedanken lieber woanders hatte als beim Lernen zungenbrecherischer Worte.

Schüchtern steht der junge Bauer an der Pfarrhoftür. In seinem Leben war ihm noch nie so merkwürdig zumute wie heute. Er zieht die Glocke . . . Verwundert blickt ihn die alte Monika an, als sie öffnet und den Schröter vor sich stehen sieht im Sonntagsstaat mitten am hellichten Werktag.

„Schröter, was willst denn du heute?" begrüßt ihn der Pfarrer gütig. Er sieht es ihm an, daß er etwas Besonderes auf dem Herzen hat.

„Ja, Herr Pastor", dabei dreht er den Hut in den Händen, „ich wollt' gern heiraten, und deswegen möchte ich fragen, wann wir beide, mein Mädchen und ich, kommen können. Sie wissen schon, Herr Pfarrer . . ." Daß der Schröter heiraten möchte, ist dem Pfarrherrn kein Geheimnis mehr, alle Dorfspatzen pfeifen es von den Dächern, und die brave junge Mühlbergerin hat es ihm auch schon lange gesagt, daß der Bartl ein Auge auf sie hätt' und sie ihn auch nicht ungern sieht. „Bist du jetzt soweit", nahm der Pfarrer gütig, „freut mich, daß euer Hof eine brave Bäuerin kriegt." Und er führt den Schröter an einen Tisch mit vielen Blättern. Wie ein Regiment Soldaten stehen sie in einer großen Schachtel. Über 17 000 sind sie. Und aus diesen Blättern kann man ganz genau den Stammbaum des Schröter zusammenfinden.

„Aber, Herr Pfarrer, woher haben Sie denn das alles", sagt der, als er die vielen großen Zettel sieht und der Pfarrer einmal dieses, einmal jenes Blatt hervorholt und sich seine Notizen macht. „Komm, ich will dir was sagen", und der Pfarrer öffnet einen Schrank und zieht ein paar alte, dicke Bücher heraus. Die Matrikelbücher der Kirchengemeinde sind es, schwere, in starkes Leder gebundene Quartbände, die Tauf-, die Trauungs- und die Sterberegister der Pfarrei. Eine stattliche Zahl davon steht nebeneinander im Schrank. Weit reichen sie zurück mit ihren Nachrichten über das Sterben und Geborenwerden im Dorf, bis vor das Jahr 1600. Kurze Einträge bergen sie, geschrieben von der Hand all der Seelsorger, die in der Pfarrei gewirkt. Vieles ist gut, manches schwer, manches fast nicht mehr zu lesen davon. Bis 1800 sind die Bücher in Latein geführt, von da ab deutsch. Behutsam gleitet die Hand des Pfarrers über diese Bände, sie schließen Geschichte in sich ein, Geschichte einer Pfarrgemeinde, Geschichte von vielen Generationen. Sie sagen, so trocken ihre Aufzeichnungen auch sind und so kurz, von Freud und Leid, von Kummer und Familienglück, von Aufwärts- und Abwärtsentwicklung wirtschaftlichen, sittlichen und religiösen Lebens in einem Dorf, das keinen klingenden Namen führt in der großen deutschen Welt, das aber doch wie die vielen andern deutschen Gemeinden Lebenszelle deutschen Volkes und deutschen Lebens ist. Der Pfarrer liebt seine Matrikelbücher, er hütet sie unter seinen vielen Büchern als seinen größten Schatz. Der alte Pfarrer zeigt dem jungen Bauern die Titelseite. Da steht von eurem alten Seelenhirten geschrieben: Hortus tripartitus . . ., zu deutsch: Dreiteiliger Garten mit einem Lilienbeet (Taufregister), einem Rosenbeet (Trauungsregister) und einem Freithofblümleinbeet (Totenregister). Dem Lilienbeet des Taufbuches setzte er den Vers voraus: Natura dedit vivere . . . Zu deutsch heißt er:

Natur gab uns die Lebenskraft,
Gott ist's, der uns das Dasein schafft.
Der Taufe Gnade gab uns Schutz
Dem grimmen Tod zum Trutz.
Nun sprießen wir, nun blühen wir,
Dem Himmelstau ergeben;
Der zarte Leib mag sterben hin,
Hier winkt uns neues Leben.

Und dann folgen die Namen der Kinder alle, die im Pfarrdorf getauft worden, die Namen ihrer Eltern, deren Herkunft und Stand, die Namen der Paten und des taufenden Priesters. Zu manchen Zeiten sind es jährlich viele Täuflinge, zu manchen weniger, ein Bild der Zeitläufte, ein Spiegel moralischen Hoch- oder Tiefstandes, bedingt durch die äußeren Lebensverhältnisse, ein Wertmesser für das Verantwortungsbewußtsein vor dem Herrgott im Familienleben.

Auch dem Rosenbeet des Trauungsregisters ist ein lateinischer Vers vorangesetzt. Ein reizendes kleines Bild zeigt ein Brautpaar vor dem Priester. Vers und Bild sind umschlossen von einem Kranz, darunter steht auf einem Schriftband: „Deus conjunxit — Gott hat uns verbunden" und die Jahreszahl 1668. Seit jenem Jahr sind hickenlos bis heute alle Trauungen der Pfarrgemeinde aufgezeichnet. Wieviel junges Glück, wieviel Hoffnungen am Hochzeitstag, wieviel Eheglück und Lebensfreude ist schon aufgeblüht seitdem im Dorf, wieviel zerbrach davon die Zeit, die Sorge, Krankheit und Tod! Davon steht nichts im Trauungsbuch, zu nüchtern, zu sachlich sind seine Namenreihen. Und doch, der Vers am Anfang des ersten Trauungsbuches, er spricht davon:

Wie ist es süß, der Liebe Band zu schließen!
Wie tut das weh, wird dieses Band zerrissen!
O Tod, zerreiße nur das Band,
Darfst Müh' dir geben.
Ausrichten darfst du dennoch nichts,
Hier bind't man dich
Und gründet neues Leben.

Bald steht auch der junge Schröter im Trauungsbuch seiner Gemeinde. Auch er will neues Leben gründen wie all die anderen vor ihm. Und er will schaffen und werken, der junge Bauer, er wird sorgen für Weib und Kind, wie seine Ahnen auf dem Hof. Er weiß, es wird nicht leicht für ihn, zu erhalten, was der Vater ihm übergab, zu mehren in harter Arbeit, was ihm anvertraut ward an Gut und an Besitz; aber er hat das Herz auf dem rechten Fleck und ein paar feste Hände zum Anpacken. Und — das aber ist die beste Mitgift, die ihm Vater und Mutter, Schule und Kirche gaben — der junge Bauer kennt seinen Herrgott über sich und seinem Leben, kennt den Gekreuzigten und glaubt an ihn und seine Liebe. So war es immer auf seinem Hof, so wird auch er es halten. Nicht zur Zierde allein steht auf seinem großen Anger das Kreuz, und der Herrgottswinkel in der Stube ist ihm Hausaltar und Heiligtum.

Wer weiß, wie lang der Herrgott den Bauern schaffen läßt, wer weiß, wieviel an Kreuz und Leid über ihn kommen soll, über ihn und seinen Hof? Daran denkt er heute nicht, nur als ihm sein Pfarrer das Totenbuch zeigt, das auch seit Jahrhunderten Namen über Namen aufgezeichnet hat, da sagt er kurz: „Herr Pfarrer, da komm' ich auch einmal hinein, wie meine Mutter und mein Bruder, der große, der im Krieg draußen geblieben ist." „Ja, wie jeder im Dorf, der auf dem Friedhof bei uns liegt oder irgendwo im Krieg für seine Heimat verblutet ist", meint der Pfarrer und schlägt dem Schröter dabei die Seiten im Totenbuch auf: anno 1866, 1870/71 und 1914/1918.

Damit schließt der Pfarrherr das Buch, auf dessen erster Seite die Zeilen stehen:

Neidischer Tod, Schicksalsgebot
Beschlossen die blühenden Tage.
Da liegen wir nun ohne Kraft,
Das Blühen war zu beklagen.
Doch tut's nicht weh, daß uns nun birgt
Das Grab, dem nichts entfliehet,
Weil doch die fromme Seele jetzt
Zum ew'gen Blühen ziehet.

Als der Schröter heimgeht, sieht ihm der Pfarrer lange nach. „Ist immer dasselbe", denkt er: „Taufbuch — Trauungsbuch — Sterbebuch, ihr bergt das, was man Leben heißt im Dorf!"

Was sich die Leute im Erftland erzählen

Ein Herbstabend im Mühlenbusch

Wenn an dunklen Herbst- und Winterabenden der Regen an die Scheiben trommelt, der Sturm an Dach und Fenster rüttelt und pfeifend durch die Kronen der Bäume fährt, spürt ein jeder doppelt die Geborgenheit der Stube. Dann rücken die Alten näher an den warmen Ofen; manchmal drückt ein Kind sich enger an Mutters oder Großmutters Knie und lauscht mit pochendem Herzen hinaus. Niemand möchte draußen sein in solchen Stunden, und der, der doch durch das Unwetter mußte, wird gleich nach der Heimkehr helfend umsorgt.

Noch ist in Dorf und Stadt die Erinnerung daran lebendig, daß unsere Vorfahren glaubten, in solchen Stunden tobe die „Wilde Jagd" durch die Lüfte. Besonders in den „Heiligen Nächten" zwischen Weihnachten und Neujahr sollten diese Geister und Dämonen ihr Unwesen treiben, und es lief nicht immer glimplich ab, wenn man ihnen begegnete. Es waren Reste alten heidnischen Glaubens, die die „Wilde Jagd" durch die Gedanken unserer Vorfahren geistern ließ, und die geheime Angst, die vom Christentum verdrängten Götter seien doch wirksame und nun rachbegierige Mächte.

Aber noch ein anderer Volksglaube verknüpfte sich auch in unserer Gegend mit dem Pfeifen und Johlen des Sturmes, mit dem Aechzen der von seiner Gewalt gepeinigten Bäume: Seelen, denen die Grabesruhe noch nicht vergönnt war, sollten es sein, die dann durch die Dunkelheit geistern mußten. Und da es den Uebeltäter mit geheimer Macht immer wieder an die Stätte seiner Missetaten zurücktreibt, ließ der Volksglaube oft die Seelen gottloser Menschen in solchen Nächten dahin zurückkehren, wo sie im Leben gefrevelt hatten.

So sollte es früher auch im Mühlenbusch zwischen Ueckerath (bei Nievenheim) und Gohr nicht recht geheuer sein. Denn vor langer Zeit, so erzählt man sich in der Umgegend, stand dort eine Wassermühle, in der fast alle Gohrer und Ueckerather Bauern ihr Korn mahlen ließen. Ihre letzte Besitzerin soll ein schönes und stolzes, aber frevlerisches Weib gewesen sein, das das Korn, die heilige Gottesgabe, mit Füßen trat und an jedem Samstag bis in den Sonntagmorgen hinein Gelage abhielt, bei denen es gar zügellos zuging. Da sei in einer furchtbaren Nacht, in der man gebangt habe, die Welt wolle untergehen, die Mühle mit ihrer Besitzerin und allem, was darin atmete, spurlos verschwunden, und seitdem müsse die Seele der Müllerin an der Stelle geistern.

An einem kühlen Herbstnachmittag ging nun einst ein junger Knecht, von Gohr kommend, Ueckerath zu. Der Tag war trüb und verhangen. Ein feiner Regen legte graue Schleier über das Land und verwehrte jede klare Sicht. Früh und schnell fiel die Dämmerung, und als der Knecht den Mühlenbusch erreichte, wob schon das Dunkel zwischen den Stämmen. Den Burschen kümmerte es nicht. Ihn bewegten helle, frohe Gedanken, und der Weg war ihm bekannt. Eilig schritt er dahin. Um ihn rauschte leise und einförmig der Regen nieder, tropfte in stetem Gleichmaß in die Kronen der Bäume und rann von dort auf den Waldboden herab. Ab und zu hob sich der Wind und schüttelte die Tropfen von den Zweigen. Allmählich drang dem Burschen die Nässe in die Kleider, zumal der Regen immer stärker wurde. Fröstelnd schlug er den Kragen hoch und grub die Fäuste in die Taschen. Dabei rührte seine linke Hand an eine kleine, schmale Schachtel, die seinen kostbarsten Besitz trug: zwei goldene Ringe, die er heut seiner Liebsten zeigen und von denen er einen bald, bald schon an ihre Hand stecken wollte. Schneller noch schritt er aus. Da fuhr ein pfeifender Windstoß in seine Kleider, daß er den Hut tiefer in die Stirn drückte und mit der Rechten die Jacke fest zusammenzog.

Allmählich war das Dunkel dichter, Regen und Wind waren immer heftiger geworden. Die Bäume ächzten unter der Gewalt des Sturmes, und ab und zu brach ein Ast krachend nieder. Manchmal, wenn das Getöse für eine Weile verstummte, klang klagend der Ruf einer Eule auf. Der Mann wollte das seltsam erscheinen, und es wurde ihm ernster zumute. Obwohl er sonst keine Furcht kannte und wußte, daß Sorge und Gebet seines treuen Mädchens ihn schützend begleiteten, freute er sich, bald in Ueckerath, aus dem Regen und dem unheimlichen Dunkel des Waldes heraus zu sein. Schon schimmerten einige Lichter vom Dorf her tröstlich zwischen den Stämmen hindurch. Wieder fuhr ein Windstoß durch die Bäume, daß morsches Astwerk krachend zu Boden brach. Da war es dem Knecht, als ob eine kalte Hand ihm den Hut vom Kopf zog. Er faßte nach dem Hut, aber er griff ihn nicht mehr. Blitzschnell drehte er sich um. Da ragte in der Dunkelheit etwas wie zwei beschwörend oder drohend gehobene Arme vor ihm auf. Der Bursche wich einen Schritt zurück. Ein neuer Windstoß warf ihn fast zu Boden, das unheimlich Aufragende aber war wieder verschwunden. Der Knecht schaute um sich, einmal, ein zweites Mal. Nichts. Nur das Dunkel starrte ihm drohend entgegen. In diesem Augenblick war es, als halte der Sturm den Atem an. Noch einmal splitterte irgendwo ein Ast, dann war es ganz still. Ohne sich einzugestehen, weshalb er es tat, ging der Bursche an den nächsten Baum und brach sich dort einen festen Knüppel. Plötzlich hörte er dicht neben sich ein deutliches Stöhnen. Er stand atemlos, die Faust fest um seinen Stock gekrallt. Immer noch schwieg der Sturm, auch der Regen hatte für einen Augenblick aufgehört. Da, wieder dieses Seufzen und Stöhnen, dazu ein Geräusch wie das Rasseln einer Kette. Im Glauben, es sei einem anderen Wanderer hier ein Unglück zugestoßen, fragte der Knecht, obwohl er sich längst aus diesem unseligen Wald herauswünschte, laut in das Dunkel hinein: „Ist da einer?" Alles blieb still. Nur ein seltsam leichter Windhauch ließ ein wenig das welke Laub aufrascheln und fuhr dem Burschen über das Gesicht. Noch einmal fragte er, diesmal noch lauter: „Ist da einer?" Wieder Stille, lautlose Stille. Da dachte der Knecht, Regen und Sturm hätten ihn geäfft, und im Zorn — im Zorn auch über sich selbst — stieß er mit einem unterdrückten Fluch seinen Stock auf den Boden. Im gleichen Augenblick aber brach der Sturm mit unheimlicher Gewalt wieder los, pfiff und johlte durch die Bäume, und dem jungen Manne war, als griffe wieder, nur noch fester als vorher, etwas in seinen Nacken. Da graute es dem Burschen. Den Stock fest in der Hand, hastete er vorwärts, stolperte über eine Baumwurzel, fiel hin, raffte sich wieder auf und hastete weiter. Und fiel wieder hin. Ihm war, als dränge alles Unheimliche, das der sturmgepeitschte, dunkle Wald barg, auf ihn ein und als käme er nicht mehr lebend aus seinem Bereich heraus und zu seiner Liebsten. Da flüsterte er vor sich hin: „Gott gnade dir und meiner armen Seele" meinte mit „dir" aber das Mädchen, das sich ihm versprochen hatte und das über seinen Tod unröstlich sein würde. Im gleichen Augenblick ließ die Gewalt des Sturmes nach und verebbte dann sehr schnell.

Dem Burschen war, als klinge jetzt ein langgezogenes „O" durch den Wald, und solange er noch zwischen den Bäumen war, glaubte er immer wieder dieses „O" zu hören, so wie ein Mensch es zwischen Schmerz und Freude ausruft.

Am Abend erzählte er lächelnd nach den gut überstandenen Nöten seiner Braut, sie und die Gedanken an sie hätten ihn heute aus großer Gefahr errettet und, als das Mädchen neugierig in ihn drang, erzählte er ihr die Geschichte dieses abendlichen Wegs durch den Wald.

Die verirrte Kugel

Um die Jahrhundertwende stand in Morken noch die uralte Pfarrkirche, die nach dem Volksglauben auf und über den Fundamenten eines heidnischen Tempels errichtet war. An sie schloß sich der früher in unseren Dörfern häufige Kalvarienberg mit einem steinernen Bildnis des Gekreuzigten an. Lange wurde im Volk eine Erzählung wachgehalten, die sich an dieses Kreuz knüpft:

In Frankreich war die Revolution aufgebrandet, die auch die Rheinlande in den Strudel des Umbruchs hineinriß und die alten Ordnungen umstieß. Ueberall herrschte Unsicherheit. Französische Truppen durchschwärmten das Land. Ausgesandt mit dem Ruf: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, durchstreiften die Soldaten zerlumpt und halbverhungert die Orte an Niers und Erft und nährten sich von den Verräten des Landes. Der Krieg war auch in den Frieden der Dörfer eingebrochen, ihre Bewohner lebten in ständiger Furcht. Oefter und flehender als in ruhiger Zeit stiegen ihre Gebete zum Lenker allen Geschicks auf.

So knieten an einem Sonntagnachmittag viele Bewohner von Morken zur Andacht versammelt in ihrer Kirche. Plötzlich hörten sie von draußen Geschrei und Tumult. In höchster Eile sprengte ein berittener Bote heran und brachte auch dem Pfarrer die Nachricht, feindliche Truppen ständen bereits in Königshofen und würden wohl bald in Morken sein. Da riet der alte Pfarrer den Leuten, bei dem Kreuz vor der Kirche des Heilands Hilfe anzurufen. In gläubigem Vertrauen kniete ein Teil der Anwesenden vor dem Bildnis des Gekreuzigten nieder, flehend, daß der Herr sich ihrer Not erbarmen möge, während die anderen heimeilten, um dort noch unbedingt Notwendiges zu tun. Bald sprengte auch ein Trupp Soldaten heran, stutzte, als er die Menschenmenge betend und in regungsloser Haltung das Kreuz umknien sah, und verhielt die Pferde. Schimpfworte flogen auf und spöttische Reden. Am lautesten höhnte der Hauptmann des Trupps. Die Knienden aber ließen sich in ihrer Andacht nicht stören. Inbrünstiger noch wurde ihr Gebet und stärker und flehender nur schwang sich die Stimme des weißhaarigen Priesters zu dem Gekreuzigten auf. Da riß der Hauptmann seine Büchse von der Schulter, legte an und zielte auf die Brust des steinernen Kruzifixes. Und feuerte. Die Kugel aber prallte ab, und statt daß das Bildnis des Heilandes niederstürzte oder zersplitterte, sank der frevlerische Schütze leblos vom Pferd. Bei dem Anblick ergriffen seine Soldaten entsetzt die Flucht, und der Ort blieb von ihnen verschont.

Der Falschspieler zu Orken

Es gibt Männer, die sitzen, wenn sie einmal ins Wirtshaus hineingeraten sind, oft so fest, als ob ihr Stuhl mit Leim bestrichen wäre.

Einer von diesen, und zwar einer, der es besonders arg trieb, lebte vor etwa 200 Jahren in Orken. Mochte die Frau daheim auch schmollen und grollen, mochte sie gar schelten oder den späten Heimkehrer mit Tränen empfangen, es half nicht viel; ihrem Eheherrn wurde es immer wieder einmal „ein bißchen spät". Zwar gelobte er manchmal, sich zu bessern. Aber er blieb diesem Gelöbnis nie lange treu. Zu sehr war er schon unter das Joch seiner üblen Gewohnheit geraten. Dabei waren es nicht einmal Bier und Schnaps, die den Gottfried so ans Wirtshaus fesselten, es waren vielmehr die Karten.

Wieder einmal saßen des Sonntags in Orken ein paar Ortseingesessene beim Kartenspiel beisammen. Tabakqualm durchwölkte die Stube, der Bierdunst hing schwer in der Luft. Immer wieder schlugen kräftige Fäuste voll Eifer die Karten auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Gottfried stand hinter einem der Spieler. Mit brennenden Augen starrte er auf die Karten. Zu gerne hätte er mitgespielt. Als dann einer, der immer wieder verlor, Schluß machte und heimging, rückte er schnell an dessen Platz. Die anderen hatten auch schon aufbrechen wollen, aber er nötigte sie, noch zu bleiben. Bald war das Spiel wieder in vollem Gange, die Gesichter röteten sich vor Eifer. Gottfried aber, der so Geübte, hatte seltsamerweise kaum einmal Glück, und je mehr ihn die Spielwut packte, um so mehr verlor er. Da wütete er sich schließlich auf das, was er sonst schon manchmal getan: auf das Falschspielen. Einer der Mitspielenden bemerkte es und stellte ihn zornig zur Rede. Gottfried leugnete aber, und